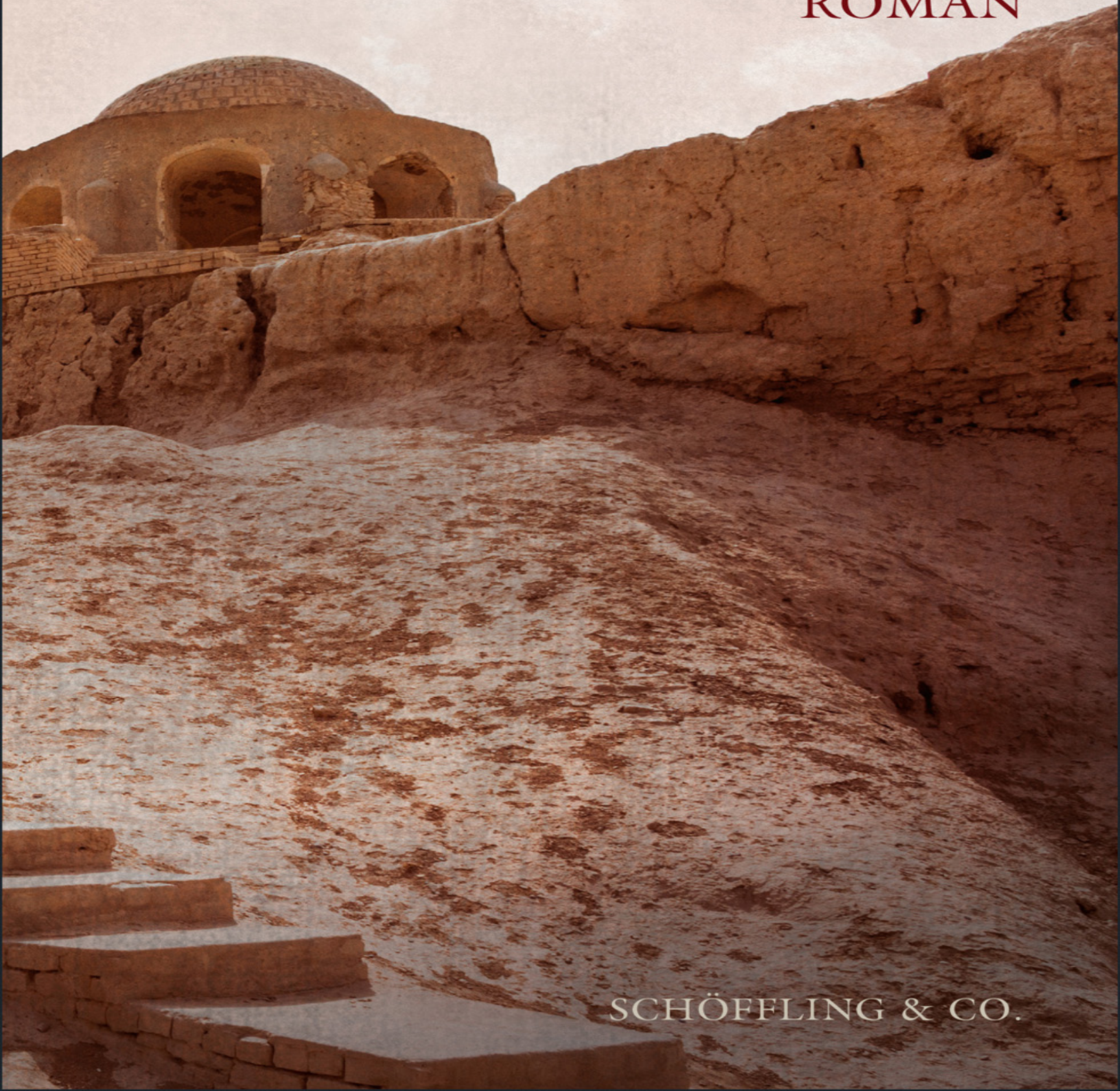


AMY WALDMAN
DAS FERNE
FEUER
ROMAN



SCHÖFFLING & CO.

AMY WALDMAN
DAS FERNE
FEUER

ROMAN

SCHÖFFLING & CO.

Inhalt

[Cover]

Titel

Widmung

Zitat

Teil 1

1. Kapitel: Ankunft
2. Kapitel: Vertrödelte Zeit
3. Kapitel: Eine existenzielle Bedrohung
4. Kapitel: Das ferne Feuer
5. Kapitel: Die Welt bewegen
6. Kapitel: Zwei Melonen
7. Kapitel: Eine Blume ist von allen Seiten schön
8. Kapitel: Noch weiter weg von zu Hause
9. Kapitel: Ein Eselsschwanz
10. Kapitel: Der Hund und der Schuster
11. Kapitel: Der Obstgarten

Teil 2

12. Kapitel: Der Geruch von Milch
13. Kapitel: Im Haus einer Ameise
14. Kapitel: Der Pakt
15. Kapitel: Eine arrangierte Ehe
16. Kapitel: Ein halber Laib Brot
17. Kapitel: Elvis
18. Kapitel: Der Kahlkopf
19. Kapitel: Kismet
20. Kapitel: Neuraths Schiff
21. Kapitel: Recht und Ordnung
22. Kapitel: Junge Hirsche

Teil 3

23. Kapitel: Klare Sicht

24. Kapitel: Auge des Nichts

25. Kapitel: Tränen aus blinden Augen

26. Kapitel: Blut mit Blut waschen

27. Kapitel: Zwischen weitem Himmel und harter Erde

28. Kapitel: Ferne

Dank

Autorenporträt

Übersetzerporträt

Kurzbeschreibung

Impressum

Amy Waldman

Das ferne Feuer

Roman

Aus dem Englischen
von Brigitte Walitzek



Schöffling & Co.

Für Alex, Ollie und Theo

»Antimachos war mit Paris befreundet
Der sich für den Krieg einsetzte
Er öffnete eine Tür in der Erde
Und eine ganze Generation ging hinein«

Teil 1

1. Kapitel

Ankunft

Sobald sie die Straße sah, wusste sie, was ihn daran gereizt hatte. Unausgeschildert und unbefestigt stieg sie zwischen malvenfarbenen Gebirgsausläufern an und glitt dann zwischen ihnen hindurch. Wenn man sich langweilte – so wie Gideon Crane –, mit seinem Begleiter, mit der ganzen (wohin eigentlich führenden?) Reise, die man so unbedingt hatte unternehmen wollen –, hätte die Abzweigung einen geradezu angesprungen. Wie Crane hätte man den Fahrer gebeten, die Hauptstraße zu verlassen, und als der sich weigerte, seinen Laster mit der Fuhre Melonen aufs Spiel zu setzen, nur um die Neugier eines Ausländers auf eine dämliche Nebenstraße ins Nirgendwo zu befriedigen, wäre man ebenfalls ausgestiegen und hätte versucht, mit Eseln weiterzukommen.

Parvin Schams wurde in einem weißen Land Cruiser auf eben diese Nebenstraße kutschiert, was sie mit noch größerer Bewunderung für Cranes Risikobereitschaft erfüllte. Ihr war fast schwindlig vor Aufregung, weil sie sechs Jahre nach Cranes ursprünglicher Reise seinen Spuren folgen konnte. In seinen Erinnerungen – dem Buch, das sie hierher geführt hatte – hatte er von seiner »Sehnsucht nach Abenteuern« gesprochen, die ihn auf diese Straße gelockt hatte, und von seiner Überzeugung, tiefer ins Innere Afghanistans vorzudringen, würde ihn tiefer in sein eigenes Inneres führen: *Was wir als Annehmlichkeiten betrachten, sind nur Puffer, die uns daran hindern, uns selbst kennenzulernen, zu uns selbst zu werden. Ich wollte mich von innen nach außen kehren, meine Taschen ausleeren und*

herausfinden, was in mir steckte. Mit ihren einundzwanzig Jahren – etwa halb so alt wie Crane zur Zeit seiner Reise – glaubte Parvin, ähnlich gestrickt zu sein, war sie doch unterwegs in ein abgelegenes Dorf, wo sie sich Cranes Kreuzzug, afghanische Frauen davor zu bewahren, im Kindbett zu sterben, anschließen wollte. Sie würde bei einer Familie leben und ihre ärmlichen Lebensumstände mit ihnen teilen. Ganz unverkennbar teilte sie Cranes Sehnsucht.

Diese Selbsteinschätzung wurde jedoch schon bald von den Steinen durcheinandergerüttelt, mit denen die Straße übersät war. Crane hatte sie als »grauenhafte, kaum passierbare Zumutung« beschrieben, was sich in der Realität weit weniger romantisch anfühlte als bei der Lektüre. Die Straße war ein Hindernisparcours aus Geröll, über das man rumpeln, Felsbrocken, die man umfahren und tiefen Schlaglöchern, durch die man sich vorsichtig hindurchmanövrieren musste. Schlammpfützen saugten an den Reifen, als wollten sie Mark aus Knochen schlürfen. All das verlangsamte den Wagen auf holperige Schrittgeschwindigkeit. Auch die Zeit schien sich zu verlangsamen, und während die Minuten dahinkrochen und Parvins Unruhe wuchs, fing sie an, ihren eigenen Mut zu hinterfragen. Sie war zwar in Afghanistan geboren, doch ihre Eltern hatten das Land mit ihr und ihrer älteren Schwester verlassen, als sie ein Jahr alt war. Seitdem war sie nie wieder dort gewesen, sondern hatte ein behütetes amerikanisches Leben geführt – wie behütet, erkannte sie erst jetzt, als seine Annehmlichkeiten in weite Ferne rückten. In weiser Voraussicht hatte sie kaum etwas getrunken, ehe sie vor vier Stunden losgefahren waren, aber das Geholpere des Land Cruisers schickte unangenehme Erschütterungen durch ihre Blase.

Sie ließen das Vorgebirge hinter sich. Über Haarnadelkurven hangelten sie sich an einer Schlucht mit hoch aufragenden Schieferwänden entlang. Überwältigt von einem Gefühl des Eingeschlossenseins vergaß Parvin für

kurze Zeit ihr körperliches Unbehagen. Dann jedoch fiel ihr auf, dass die sogenannte Straße zu einem höchstens für ein einziges Fahrzeug geeigneten, aus den Felsen herausgehauenen Pfad geworden war. Als sie einen Blick aus dem linken Fenster wagte, sah sie – nichts. Es war, als hingen sie in der Luft. Tatsächlich krochen sie hoch oben an der Felswand entlang, die steil zu einem Fluss abfiel. An die Armlehne geklammert, sah sie das Auto jeden Augenblick über den Rand kippen und in das dumpfgrüne Wasser tief unten stürzen, wo Dunkel herrschte, obwohl der Tag sonnig war. Nur über der gegenüberliegenden Wand war ein Streifen erstaunlich blauen Himmels zu sehen. Ihr war kalt, sie hatte Hunger, ihre Muskeln waren völlig verkrampft, alles tat ihr weh. An jeder Biegung hielt sie Ausschau nach dem Dorf, aber das einzige erkennbare Anzeichen von Behausung, hoch oben auf einer Felsspitze, war ein Nest.

»Wie lange noch?«, schrie sie dem Fahrer, Issa, zu.

Er antwortete nicht, was sie inzwischen auch gar nicht mehr von ihm erwartete. Seit er sie in Kabul abgeholt hatte, hatte er auf voller Lautstärke Musik laufen lassen – größtenteils Bollywood-Soundtracks, die er mit überraschend angenehmer Kopfstimme mitsang. Für Parvins Fragen war er taub. Wenn überhaupt, redete er mit ihrem Cousin Fawad, der noch studierte und als ihre Begleitperson fungierte. Ihm hatte Issa den Beifahrersitz angeboten, während er Parvin behandelte wie ein Paket, das er ausliefern musste.

Issa, Cranes rechte Hand in Afghanistan, war anders, als sie ihn sich vorgestellt hatte. Das Buch beschrieb ihn als findigen, mit allen Wassern gewaschenen Helfer, der eine Karriere als Antiquitätenschmuggler aufgegeben hatte, um sich für afghanische Mütter einzusetzen. Als Crane in dem Dorf, das Parvins Ziel war, eine Klinik errichten wollte, hatte Issa ihm unermüdlich beigestanden, verbissen mit Bürokraten, Banditen und Taliban verhandelt, gesagt und getan, was immer erforderlich war, um mehr Frauenleben zu

retten, wohl auch, weil seine eigene Mutter bei seiner Geburt gestorben war. Als Junge, hatte Crane geschrieben, habe Issa nur einschlafen können, wenn er ihr Kopftuch umklammerte; als Mann träumte er immer noch von ihrer Berührung. Lange bevor Parvin ihn kennenlernte, hatte sie den mutterlosen Jungen in ihm bemitleidet, allerdings war dieses Thema zu persönlich, um es anzusprechen. Es war eigenartig, aus einem Buch mehr über einen Menschen zu wissen als das, was er selbst von sich preisgab – praktisch nichts.

Für Parvin hatte Issa mit seinen gleichgültigen Augen und dem mürrischen Mund überhaupt nichts Findiges. Sein buschiger schwarzer Schnurrbart war bei Weitem das Lebhafteste in seinem Gesicht. Bei ihrer Begegnung an diesem Morgen hatte er eine Begrüßung gegrummelt und ihre Kleidung gemustert – lange, rote, weit geschnittene Tunika, Jeans, marineblaues Kopftuch –, als seien diese Sachen ein für ihn unlösbares Rätsel. Mit Blick auf ihre drei Koffer hatte er gesagt: »Die Frauen in den Dörfern kleiden sich sehr schlicht.« Normalerweise reagierten Männer auf Parvins Schönheit – lange, dunkle Haare, lebhaftes, ebenfalls dunkle Augen, volle Lippen –, oder zumindest auf eine Sinnlichkeit, die sie anscheinend besaß. Issa zeigte nicht einmal einen Hauch von Interesse.

Sie versuchte zu erkennen, ob auch Fawad so nervös war wie sie, aber sie saß genau hinter ihm. Für ihn war diese Fahrt die erste, die ihn mehr als nur ein kurzes Stück aus Kabul herausführte, und er war nur höchst widerstrebend auf Beharren seines Vaters, Parvins Onkel, mitgekommen. Und nur unter der Bedingung, dass er, sobald er Parvin bei ihren Gastgebern abgeliefert hatte, sofort zurückkommen könne. Parvin fand seine Lederjacke, die gefälschte Designerjeans und die Edelsneaker für eine Fahrt ins ländliche Afghanistan ein bisschen lächerlich. Als sie Kabul hinter sich gelassen hatten, hatte er eine Weile wie

besessen gesimst, es inzwischen aber aufgegeben. Die Berge hatten jedes Signal verschluckt.

Als hätte die Sonne einen Damm durchbrochen, flutete in genau diesem Augenblick Licht in die Schlucht, färbte den Fluss smaragdgrün und verwandelte den schmalen Streifen Himmel in feuriges Orange und grelles Pink. Zwei Vögel kreuzten ihren Weg und flogen die Schlucht entlang; ihre Schatten schwebten über die in warmes gelbes Licht getauchte gegenüberliegende Felswand. Parvin war hingerissen, gleichzeitig aber auch beunruhigt, da die untergehende Sonne bedeutete, dass sie das Dorf vielleicht nicht vor Einbruch der Dunkelheit erreichen würden.

So plötzlich, wie die Farben gekommen waren, verschwanden sie wieder. Violett-blaues Zwielflicht, ätherisch, flüchtig, breitete sich aus und wurde kurz darauf von der Nacht verschluckt. Parvin hatte noch nie einen so angespannten Fahrer oder eine so absolute Dunkelheit erlebt. Die Scheinwerfer des Land Cruisers kamen kaum dagegen an. Issa machte die Musik aus, die noch eine Weile in Parvins Ohren nachhallte, und umklammerte das Steuer so fest, dass seine Knöchel im schwachen Schein der Armaturenbeleuchtung totenbleich aussahen. Dazu waren er und Fawad verstummt, und die plötzliche Stille ängstigte sie.

Der Fluss und überhaupt die ganze Welt außerhalb des Autos waren verschwunden. Die Straße oder das, was Parvin im Licht der Scheinwerfer davon erahnen konnte, wurde noch schmaler, ihr Tempo noch langsamer. Parvin hatte Angst und kam sich gleichzeitig dumm vor, weil sie sich in diese lebensbedrohliche Situation gebracht hatte, andererseits fühlte sie sich beim Gedanken an ihren möglichen Tod erregend lebendig. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr mit dem im Dunkel leuchtenden Zifferblatt. Von der Hauptstraße zum Dorf waren es laut Issa fünfundzwanzig Kilometer, aber sie waren jetzt schon über zwei Stunden unterwegs, ohne dass ein Hinweisschild oder überhaupt eine

Wegmarkierung zu sehen gewesen wäre. Gerade fing sie an zu zweifeln, ob das Dorf überhaupt existierte, da leuchtete ein weißes Gebäude im Scheinwerferlicht auf.

»Dr. Gideons Klinik«, rief Issa.

»Fereschtas Klinik«, verbesserte sie ihn scharf und drehte sich nach dem Gebäude um, das aber bereits nicht mehr zu sehen war. In seinem Buch hatte Gideon Crane betont, dass er darauf bestanden hatte, die von ihm errichtete Klinik nach Fereschta zu benennen, der Frau, deren Tod der Grund für den Bau gewesen war. Issa, einer von Cranes wichtigsten Helfern, *musste* das wissen. »Es hat nicht ausgesehen, als sei sie geöffnet«, rief sie, denn sie hatte sich die Klinik rund um die Uhr hell erleuchtet und von Leben erfüllt vorgestellt. Eine Art Leuchtturm. Völlig anders als dieses stille, verschlossene, dunkle Gebäude.

Doch da erreichten sie den Dorfbasar. Die Scheinwerfer beleuchteten leere Marktstände. Issa schaltete auf Parken, dankte Allah, klatschte Fawad ab und sagte, ab hier würden sie zu Fuß gehen. Erst jedoch verschwand er in der Dunkelheit, und sie und Fawad durften ihm beim Pinkeln zuhören.

Nach seiner Rückkehr überreichte er Parvin eine Taschenlampe und ihren kleinen Koffer, gab ihrem Cousin einen der beiden schweren, nahm selbst den anderen und bedeutete ihnen, ihm zu folgen. Parvin zitterte ein bisschen. Obwohl der Frühling allmählich in den Sommer übergang – es war die erste Juniwoche –, war die Temperatur gesunken, je höher sie kamen.

Nach einer Weile blieb Parvin stehen und schaltete die Taschenlampe aus, um diesen Augenblick in ihrer Erinnerung festzuhalten. Sie hörte das Ticken ihrer Uhr. Klare, saubere Luft füllte ihre Lungen. Pechschwarze Berge ragten ringsum über ihnen auf. Offenbar befanden sie sich am Rand eines Plateaus. Auf der darunterliegenden Ebene fiel Mondlicht auf eine schwarze Wasserfläche. Über ihnen war der Himmel von einem Gewirr aus Sternen in

Konstellationen übersät, die zu Hause nicht sichtbar gewesen waren. Fast hätte man meinen können, diese nächtliche Welt sei erst vor wenigen Momenten erschaffen worden, so wenig entsprach sie irgendeiner Version von Nacht, die Parvin je gesehen hatte.

Issa und Fawad warteten. Langsam fand Parvin in die Realität zurück. Verlegen knipste sie die Taschenlampe wieder an, und gemeinsam gingen sie weiter durch ein Labyrinth von Gassen, gesäumt von Mauern aus Lehm, hinter denen sich die Wohngebäude verbargen. Parvins Taschenlampe erhellte kaum mehr als Issas Rücken, das Mondlicht schaffte es lediglich, das Labyrinth zu streifen, und die Dunkelheit verstärkte jedes Geräusch: Das Knirschen von Erde unter den Füßen, das Rumpeln der Kofferräder, das Geraschel unsichtbarer Tiere, die sich im Schlaf bewegten, Parvins Atem. Alle Hauswände sahen gleich aus, ebenso ihre Holztüren, einschließlich der, vor der Issa irgendwann stehen blieb. Er hämmerte laut dagegen.

»Fereschtas Haus?«, fragte sie.

»Das ihres Mannes.«

Eine Laterne auf Beinen, so jedenfalls wirkte es auf den ersten Blick, öffnete die Tür. Dann nahm der Mann hinter der Laterne Gestalt an. Er musste Wahid sein, dachte Parvin aufgeregt, der Mann, den Fereschta zurückgelassen hatte. In Gideon Cranes *Mutter Afghanistan* spielte er eine so zentrale Rolle, dass Parvin das Gefühl hatte, eine Märchenfigur ins Leben gerufen zu haben.

Das Buch ging nicht sehr schmeichelhaft mit Wahid um. Crane hatte ihn als »jämmerlichen Schwächling« beschrieben, als bärtigen, nervösen, geschwätzigen, vom Leben gebeutelten Mann, der nichts unternommen hatte, um die Mutter seiner sechs Kinder davor zu bewahren, bei einer weiteren Geburt zu sterben. Ob sie am Leben blieb oder nicht, liege in Gottes Hand, hatte er gesagt. Das einzige Foto von ihm, das Parvin kannte – es tauchte in jedem Artikel über die von Crane erbaute Klinik auf und war

auch im Buch selbst abgebildet –, bestätigte den Eindruck von Schwäche. Auf diesem Foto hatte der viel größere Crane den Arm um die Schultern Wahids gelegt, dessen Augen halb geschlossen waren.

Nun begrüßte er Parvin, Fawad und Issa und winkte sie in einen Innenhof. Parvin konnte kaum etwas sehen, aber vielleicht aus diesem Grund umso mehr riechen: Den erdigen Geruch von Tieren und Dung, Heu und Holzrauch. Dann hörte sie hinter sich ein Geräusch und spürte einen heißen tierischen Atemstoß im Nacken. Erschrocken quietschte sie auf, was sie sofort bereute, weil sie die anderen nicht zusätzlich darauf aufmerksam machen wollte, wie fremd das alles für sie war. Vorsichtig sah sie sich um. Es war eine Kuh. Issa lachte.

Das kleine Zimmer, in das Wahid sie führte, nachdem sie ihre Schuhe ausgezogen hatten, wurde nur von zwei Laternen erhellt. Die Wände bestanden aus mit Stroh vermischem Lehm, die Möblierung war spärlich – ein Läufer, der sich kühl anfühlte, Kissen entlang der Wände.

In diesem Raum wurden männliche Besucher empfangen, um die Parda der Frauen des Hauses zu wahren. Issa und Fawad setzten sich auf den Boden und lehnten sich in die Kissen. Parvin tat es ihnen nach. Wahid entrollte eine Wachstuchdecke, und zwei Söhne – dem jüngeren fehlte eine Hand –, brachten das Essen herein und stellten es vor sie. Parvin war die einzige anwesende Frau, aber von irgendwo oben waren andere weibliche Stimmen zu hören. In diesem Grenzland zwischen Männern und Frauen würde sie von nun an leben.

Das Hauptgericht war eine Platte Reis unter einer Schicht Rosinen und Möhren. Parvin wusste, dass im Inneren Fleisch verborgen sein musste, weil sie im nördlichen Kalifornien mit eben diesem Gericht aufgewachsen war. *Kabuli Palau* wurde bei allen Familientreffen aufgetischt, egal ob es sich um einen freudigen Anlass oder um ein Begräbnis handelte, das Lamm im Dampfkochtopf gegart, die Karotten zu

dünnen Stiften geschnitten, die Rosinen gedünstet, bis sie prall waren, der Reis unter Zugabe von Brühe gekocht. Gewürzt wurde mit Zucker, Salz und Kreuzkümmel. Manchmal hatte sie die vielen erforderlichen Arbeitsschritte als mühselig empfunden, jetzt jedoch war es ihr ein Trost, sie im Kopf durchzugehen. Es war, als vermischten sich Vergangenheit und Gegenwart, als seien die beiden Familien, ihre zu Hause und diese hier, Teil desselben Clans mit gemeinsamen, unsichtbaren Wurzeln. Ihrem Magen zuliebe verzichtete sie auf das inzwischen zu Tage geförderte Fleisch und hoffte, dass es niemandem auffallen würde.

Auch während des Essens ignorierte Issa Parvin und redete in einem fort mit Wahid. Seine Gesprächigkeit ärgerte sie umso mehr, weil sie längst nicht alles verstand, obwohl ihr Dari ziemlich gut war und sie in den zwei Wochen in Kabul mit ihren Verwandten daran gearbeitet hatte, es noch besser zu machen. Jetzt aber bekam sie nur Bruchstücke und Satzketten mit, so wie sie vorhin auf der kurvigen Straße nur flüchtige Ausblicke erhascht hatte. Es lag daran, dass sie immer wieder einnickte, erkannte sie peinlich berührt, und war dankbar, als Issa irgendwann aufstand, gähnte, seinen Schnurrbart glatt strich und sagte, sie würden jetzt zur Moschee gehen, wo Fawad und er übernachten konnten.

»Wann bringst du hier endlich mal eine Glühbirne an?«, sagte er mit einer Handbewegung, die das ganze Zimmer umschloss, zu Wahid.

»Warum? Damit ich dein hässliches Gesicht besser sehen kann?«, gab er zurück.

Die schlagfertige Reaktion ließ Wahid in Parvins Achtung steigen.

Beim Abschied von ihrem Cousin, der am nächsten Morgen mit Issa zurückfahren würde, stiegen Parvin die Tränen in die Augen. Sie hatten sich zwar erst vor zwei Wochen kennengelernt und waren sich auch auf der Fahrt nicht

unbedingt nähergekommen, aber er war ihre letzte, wenn auch noch so flüchtige Verbindung zu ihrer Familie.

Anschließend führte Wahid sie eine Treppe hinauf in ein so hell erleuchtetes Zimmer, dass sie schier geblendet war. Als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, sah sie, dass es von einer einzelnen Glühbirne an der Decke kam. Es war der Kontrast zu Laternen- und Mondlicht, der es so grell erscheinen ließ. Ehe Parvin sich orientieren konnte, war sie von Wahids Frau und Kindern umringt, die ihr flüchtige Küsse auf die Wangen drückten und mit rauen, schwieligen Händen nach ihren griffen. Sie trat einen Schritt zurück, um sie besser sehen zu können, aber sie drängten sofort nach. Lange Kleider streiften sie.

Ob sie wohlauf sei?, erkundigten sie sich. Ihre Familie auch? War sie bei guter Gesundheit? Hatte sie eine angenehme Reise gehabt? Wie in Afghanistan üblich, dauerten die Begrüßungen eine ganze Weile. Parvin hörte Namen und vergaß sie sofort wieder. Dagegen blieben die Gerüche, die von allen ausgingen – nach Rauch, Schweiß, gebratenem Fleisch, Öl, Muttermilch, Küche –, bei ihr haften. Mit ihren 1 Meter 65 war sie nicht sonderlich groß, überragte die ganze Gruppe aber trotzdem. Wäre sie mit der dorfüblichen Ernährung aufgewachsen, dachte sie, wäre sie wahrscheinlich genauso klein.

»Wir haben den Generator extra länger angelassen«, setzte Wahid den Begrüßungen ein Ende. Alle verstummten.

Seine Unverblümtheit zeugte nicht gerade von Liebenswürdigkeit. Im Gegensatz dazu, wie Crane ihn beschrieben hatte, nämlich als übermäßig geschwätzig, fühlte er sich augenscheinlich nicht verpflichtet, mehr als das Nötigste zu sagen. Im grellen Licht konnte sie ihn zum ersten Mal richtig sehen. Wie bei den meisten Afghanen vom Land war seine Haut von der Sonne gegerbt und voller Falten. Komisch, dass seine Augen auf dem Foto mit Crane fast geschlossen waren, denn sie waren sein auffälligstes

Merkmal, geradezu schön, von der Farbe dunklen Bernsteins.

Parvin überlegte, ob er ihr mit seiner Bemerkung zu verstehen geben wollte, sie solle den zusätzlich verbrauchten Treibstoff bezahlen. In Gelddingen wusste sie nicht so recht, was über die fünfundsiebzig Dollar hinaus, die Cranes Stiftung als ihren monatlichen Beitrag zu den Aufwendungen der Familie vorgeschlagen hatte, von ihr erwartet wurde. Natürlich wollte sie Fereschtas Familie nicht ausnutzen, andererseits wollte sie sich aber auch nicht ausnutzen lassen.

Die Kinder breiteten mit geübten Handgriffen Bettzeug und Decken auf dem Boden aus und legten sich hin. Malerisch dahingelagert, warteten sie auf den Schlaf.

Parvin bat Wahid, ihr ihr Zimmer zu zeigen.

Das hier sei ihr Zimmer, sagte er. Alle schliefen hier.

Nicht sie, schwor sie sich bei der Vorstellung, in verbrauchter Luft inmitten all der ineinander verknäuelten Leiber aufzuwachen, und sagte, sie sei von einem eigenen Zimmer ausgegangen. »Ich würde mich damit wohler fühlen«, fügte sie hinzu, ohne sich zu fragen, wieso ihn das interessieren sollte.

»Niemand im Dorf hat ein eigenes Zimmer. Wir teilen alles miteinander«, antwortete er.

Erst später wurde ihr klar, dass alle es seltsam, sogar traurig fanden, dass westliche Menschen lieber allein schliefen, und noch seltsamer und trauriger, dass sie auch ihre Kinder schon sehr früh dazu zwangen. Während ihrer Zeit im Dorf sollte auch sie lernen, dieses Für-Sich-Sein infrage zu stellen.

Aber noch nicht. »Ich zahle gerne mehr, wenn ich ein eigenes Zimmer haben kann«, sagte sie in dem Moment, in dem der Generator stöhnend verstummte und das Licht ausging. »Vielleicht das Besucherzimmer, in dem wir gegessen haben?«

Aufgeregtes Geflüster in der Dunkelheit. Dann wurden Laternen angezündet, und Wahid griff sich eine Bettrolle und bedeutete ihr, ihm nach draußen und die Treppe hinunter zu folgen. Sie war stolz auf ihr Durchsetzungsvermögen, und auf ihren vermeintlichen Erfolg. Aber statt ins Besucherzimmer führte Wahid sie in eine winzige, stinkende Kammer, verscheuchte mit Schreien und Tritten eine Ziege und mehrere Hühner, deren Hinterlassenschaften überall herumlagen, legte das Bettzeug auf das Stroh auf dem Boden und sagte, morgen würde er versuchen, eine Tür zu finden. Er ließ ihr eine Laterne da, und in ihrem Schein zitterte Parvin vor Wut, überzeugt davon, dass es ein furchtbarer Fehler gewesen war, hierherzukommen. Auch Gideon Crane hatte bei dieser Familie gelebt und sie als überaus liebenswürdige Gastgeber beschrieben. Vielleicht war er ein besserer Gast gewesen? Vielleicht hatte er klaglos da geschlafen, wo man es ihm sagte?

Irgendjemand knallte draußen einen Wasserkrug hin, dann wurde es still. Parvin blies die Laterne aus, und die Nacht schloss sich um sie. *In so einem Moment muss man nicht nur gegen das Ersticken ankämpfen, sondern auch gegen die Angst vorm Ersticken*, hatte Crane über seine Entführung aus dem Dorf geschrieben, während der man ihm einen schwarzen Sack über den Kopf gestülpt hatte. *Denn die Panik ist eine ebenso große Gefahr wie der Sack an sich. Es war die Panik, die den Stoff an meine Nase zog und mir die Luft nahm, woraufhin ich noch mehr in Panik geriet, bis ich mich zwang, mich zu beruhigen. Da konnte ich wieder atmen.*

Der Gedanke, ihre Sachen auszuziehen, so schmutzig sie auch von der Reise waren, war ihr unerträglich. Vollständig angezogen kroch sie in ihr Bett, das noch den Abdruck anderer Körper trug.

2. Kapitel

Vertrödelte Zeit

Gegen Morgen träumte Parvin, ein Kind zupfe fast liebevoll an ihren Haaren, musste beim Aufwachen aber feststellen, dass es eine Ziege war. Das Tier schien fast ebenso überrascht, etwas Lebendiges am Ende seiner kleinen Zwischenmahlzeit vorzufinden, wie Parvin es war, angeknabbert zu werden. Sie schrie auf, stieß die Ziege weg, jagte sie hinaus und kauerte sich an die rückwärtige Wand des Raums. Die Dämmerung sickerte durch die Tür und mischte sich mit der Dunkelheit wie Milch mit Kaffee. *Kaffee*. Dass sie keinen hatte, war die erste kleine Enttäuschung des Tages.

Die Ziege war in der Tür stehen geblieben und ermöglichte Parvin einen ausgiebigen Blick auf ihre gelben Augen, großen Ohren und unansehnlichen Zähne. Sie griff nach ihrem Handy, in Gedanken bereits bei der Überschrift – *Meine neue Zimmergenossin* – für ihren Facebook-Post. Dann fiel ihr ein, dass sie keine Möglichkeit hatte, irgendetwas zu posten. Im Dorf gab es kein Internet, keine Computer, keine Fernseher, überhaupt kein Netz. *Es ist kein einfacher Ort für jemanden, der an amerikanische Annehmlichkeiten gewöhnt ist*, hatte Crane in einem seiner Vorträge gewarnt, was nur dazu führte, dass Parvin erst recht fahren wollte. Jetzt jedoch, ohne Publikum, mit dem sie ihre Erlebnisse teilen konnte, fühlte sie sich verloren. Zeugenlos. Wahllos tippte sie auf dem Handy herum und scrollte dann durch die Fotos ihrer College-Abschlussfeier vor gerade einmal zwei Wochen, die ihr allerdings viel länger vorkamen. Dass sie damals so glücklich ausgesehen

hatte, machte sie nun nur noch unglücklicher. Sie warf das Handy auf ihr Bettzeug.

Als es heller wurde, trat sie auf den Hof und machte eine Art Bestandsaufnahme: Drei Ziegen, mehrere Hühner, vier Kühe, ein Esel; Heuhaufen; ein Gemüsegarten; ein Weinstock; ein Granatapfelbaum; ein Klohäuschen; übereinander gestapelte, getrocknete Dungfladen, die ein bisschen wie luftige braune Pfannkuchen aussahen und als Brennmaterial verwendet wurden. Zwischen Haus und Klohäuschen spannte sich eine Wäscheleine. Die daran aufgehängten Männerhosen bauchten sich im Wind, als wollten sie im nächsten Augenblick davonspazieren.

Sie hob den Kopf und wäre fast hintenübergekippt, so schwindelerregend war die Veränderung des Maßstabs. In der Nähe zeichneten sich die hoch über allem aufragenden Berge scharf und präzise ab, wurden mit zunehmender Entfernung aber weicher und wechselten die Farbe – von Braun, Rot und Grün zu Grau und Lavendel. Die entferntesten waren von einem rauchigen Blau und schneegekrönt. Auf dem Weg von Dubai nach Kabul war Parvin über diese, oder vielleicht andere, aber ähnlich aussehende Berge geflogen. Aus der Luft betrachtet hatten sie majestätisch gewirkt, von hier unten machten sie ihr Angst, und sie war dankbar, als ein Kind die Treppe heruntergelaufen kam und ihre Träumerei unterbrach. Einen Moment starrten sie sich an. Parvin registrierte das schorfige Gesicht, die ungekämmten Haare und die leuchtenden, leicht schielenden Augen des Mädchens und lächelte die Kleine an, die daraufhin kehrtmachte und die Treppe wieder hinaufkletterte. Parvins Lächeln erstarb, und sie nahm sich vor, nicht immer so empfindlich zu sein. Sie durfte sich nicht von jeder kleinen Zurückweisung kränken lassen.

Nach mehreren tiefen Atemzügen ging sie die Treppe hinauf und betrat den Hauptraum. Alle Gesichter wandten sich ihr zu, doch sie war so nervös, dass sie ineinander

verschwammen und nur die Besonderheiten herausstachen. Das Mädchen von gerade eben schien sich verdoppelt zu haben; ganz unverkennbar gab es eine eineiige Zwillingsschwester. Und dann war da noch der Junge, der nur eine Hand hatte.

Ein halbes Dutzend Münder murmelte simultane Fragen: Ob sie gut geschlafen habe? Ob ihre Träume ihr etwas Neues mitgeteilt hätten? Ob die Ziegen sie warmgehalten oder die Sonne sie geweckt habe? Ob sie ein Ei möchte, Brot backen und kochen könne, baden wolle?

Dahinterzukommen, wer was gesagt hatte, fühlte sich an, als wolle man die Schnur eines fliegenden Drachens entwirren. Parvin wusste nicht einmal, ob überhaupt Antworten von ihr erwartet wurden. Sie hatte die meisten der Namen vergessen, die ihr am gestrigen Abend genannt worden waren, bis auf einen, vielleicht weil das dazugehörige Gesicht schwer zu vergessen war.

Wahid hatte Bina ein Jahr nach Fereschtas Tod geheiratet. Sie war Fereschtas jüngere Schwester und folglich sowohl Tante als auch Stiefmutter für Fereschtas sechs Kinder. Issa, der Parvin über diese Veränderung informiert hatte, hielt es für eine gute Sache, dass Fereschtas Kinder von ihrer Schwester großgezogen wurden. Allerdings ließen Binas fahle Haut und tiefliegende Augen vermuten, dass es für sie selbst nicht unbedingt gut war. Ihr Mund schien permanent zu einer Mischung aus gequältem Viertellächeln und Zähnefletschen verzogen, als wolle sie die Welt beißen, bevor die als Erste zubeißen konnte. Dieser sicherlich unbeabsichtigte trotzige Ausdruck bewahrte sie davor, völlig besiegt auszusehen. Ihr Alter war schwer zu bestimmen. Parvin schätzte sie auf Anfang zwanzig, also etwa in ihrem eigenen Alter, was wahrscheinlich die einzige Gemeinsamkeit zwischen ihnen war. Ein Baby in einem Tragetuch schmiegte sich an ihre Brust, ein kleines Mädchen und ein etwa vierjähriger Junge klammerten sich an ihren Rock.

Der Anblick dieser Kinder weckte in Parvin eine schmerzliche Sehnsucht nach ihrem einjährigen Neffen. Ansar war von allen Familienmitgliedern derjenige, den zurückzulassen ihr am schwersten gefallen war. Ihr Verhältnis zu ihm war absolut unkompliziert, eine reine, sehr körperliche Liebe. Sie war immer wieder aufs Neue hingerissen von seinen Speckröllchen, seinen langen Wimpern und seinen Babyzähnen und liebte es, ihn zu knuddeln und zum Lachen zu bringen.

Die kleinen Kinder hier, magerer und schmutziger, hatten nicht die gleiche Wirkung auf sie. Bina bestätigte, dass es ihre waren. Fereschtas Kinder mitgerechnet, war sie also neunfache Mutter, und wie es aussah, war sie gleichzeitig damit beschäftigt, dem einen die Brust zu geben, das nächste zu füttern und allen nebenbei die Gesichter abzuwischen. Sie war schon seit Stunden auf, betonte sie, war schon vor Anbruch der Morgendämmerung aufgestanden, um Feuer für den Tee zu machen, den Brotteig zu kneten und ein halbes Dutzend anderer Dinge zu erledigen, bevor die anderen wach wurden.

Mein Gott, musst du müde sein, dachte Parvin, sagte aber: »Sie müssen Fereschta sehr vermissen.«

Ihre Worte stießen auf Schweigen, als habe sie einen Ball geworfen, den weder Bina noch sonst jemand fangen wollte. Natürlich war es anmaßend von ihr, ihre Bekanntschaft mit etwas so Persönlichem zu beginnen, und sie bedauerte ihre Bemerkung sofort, aber für sie, und für Millionen andere, die Binas Schwester aus Cranes Buch kannten, war ihr Tod noch neu, die Erinnerung an sie noch frisch. Parvin hatte das Gefühl, den Tod einer Frau, die sie nicht einmal gekannt hatte, persönlich miterlebt zu haben.

Der Hauptraum, in dem sie sich befanden, war rechteckig, vielleicht fünf mal zehn Meter groß, mit kleinen, hohen Fenstern. Er war die Bühne für das Leben der ganzen Familie, hier saßen sie beisammen, hier aßen und schliefen sie. Tagsüber wurde das Bettzeug zusammengerollt und in

einer Ecke verstaut, die einzige andere Möblierung bestand aus einem großen Aluminiumkoffer, einem Ofen und einer Wiege, die an Seilen von einem Balken baumelte.

Aluminiumtöpfe hingen an den Wänden, die stellenweise mit einem dunkleren Lehm ausgebessert worden waren. Der Teppich, auf dem Parvin saß, war fadenscheinig. Auf einem schmalen Holzregal stand ein kleines, batteriebetriebenes Radio.

Sie lehnte sich in die Kissen, die die Wand säumten, und schlug die Beine unter. Bina und die Mädchen bedienten erst Wahid, Wahids ältesten Sohn und Parvin, bevor sie selbst zugriffen. Beim Essen – es gab Brot, Tee und Joghurt – machten die auf sie gerichteten Blicke Parvin das Kauen schwer. Die Musterung ihrer Jeans und ihrer blaugrün lackierten Zehennägel, die das kleine Mädchen so faszinierend fand, dass es zu ihr gekrabbelt kam, um sie zu berühren, machten die Sache auch nicht besser.

Zwischen Brotbissen schoss Wahid Fragen auf sie ab, als seien sie, wie Holzhacken, eine Aufgabe, die er zu erledigen hatte. »Wer sind Ihre Eltern?«

Parvin nannte ihre Namen und fügte hinzu, ihr Vater sei Professor an der Universität von Kabul gewesen. Nach ihrer Mutter wurde sie nicht gefragt, und obwohl sie das als Kränkung empfunden haben könnte, war sie erleichtert. Der Tod ihrer Mutter war bereits drei Jahre her und daher nicht mehr ganz so schmerzlich. Aber die Vorstellung, mit diesen Menschen über ihre Mutter zu sprechen, löste in ihr das unerwartete Gefühl aus, verletzlich zu sein. Sollten sie kein Interesse zeigen oder das Falsche sagen, könnte sie das nicht ertragen. Da war es ihr lieber, ihre Mutter blieb hier noch eine Weile am Leben.

»Und was wollen Sie hier tun?«, wollte Wahid dann wissen.

Parvin hatte angenommen, Cranes Mitarbeiter hätten das längst erklärt. »Ich möchte in der Klinik helfen«, begann sie.

»Dann sind Sie Ärztin?«

»Nein, nein, bin ich nicht. Ich bin gerade erst mit dem Studium fertig geworden.«

»Aber Sie wollen Ärztin werden?«

»Nein. Ich hoffe, das heißt, ich habe vor, als Akademikerin zu arbeiten. Ich möchte an einer Universität lehren. Und forschen.«

»Dann scheinen Sie sich verirrt zu haben, weil es hier keine Universität gibt.«

Die ganze Familie, einschließlich der Kinder, lachte. Inmitten der allgemeinen Belustigung presste Parvin die Hände auf ihre Knie, als wolle sie sich fester verankern. Ihr einziger Trost war, dass sie mehr verstand als am gestrigen Abend.

»Wir haben nicht einmal eine richtige Schule«, sagte Wahids ältester Sohn, der Dschamschid hieß, wie Parvin wieder einfiel. Er war etwa fünfzehn und hatte die unverwechselbaren Augen seines Vaters. Die kleineren Kinder wurden in der Moschee unterrichtet, fuhr er fort, für die älteren, so wie ihn, gebe es nichts.

Parvin beeilte sich zu erklären, dass sie keineswegs jetzt sofort an einer Universität arbeiten wolle, sondern gekommen sei, um herauszufinden, wie sich die von Gideon Crane erbaute Klinik auf die Gesundheit und die Geburtensituation der Frauen im Dorf ausgewirkt habe und welchen Gefahren sie immer noch ausgesetzt seien. Sie holte zu weit aus, strapazierte ihr Dari über ihre Fähigkeiten und jede Verständlichkeit hinaus. Das erkannte sie an den Gesichtern der anderen, konnte aber einfach nicht aufhören. Immer wieder musste sie sich mit Englisch behelfen, um Lücken zu füllen: »Ich habe medizinische Anthropologie studiert, was heißt, dass man sich damit beschäftigt, wie Menschen in anderen Kulturen leben und auf welche Weise die Strukturen dieser Kultur bestimmen, wie man mit medizinischen Problemen umgeht, und mit welchen Ergebnissen –«

»Sind Sie verheiratet?«, unterbrach Wahid.

»Verlobt«, log Parvin.

»Und der Mann, den Sie heiraten wollen, hat Ihnen erlaubt, hierherzukommen?«

Sie spürte, dass Dschamschid sie beobachtete. Alle beobachteten sie. »In Amerika braucht eine Frau keine Erlaubnis eines Mannes, um auf Reisen zu gehen«, sagte sie mit einem Lächeln in Richtung der Mädchen. Sie hoffte, ein positiver, vielleicht sogar motivierender Einfluss auf sie zu sein. Nur eine von ihnen, die Älteste, im Teenageralter, auffallend hübsch, mit glänzenden Haaren, blitzenden Augen und einem Mund wie eine blassrosa Lilie, lächelte zurück.

»Und Ihr Vater – hat er es erlaubt?«, ließ Wahid nicht locker.

»In Amerika können Frauen alles tun, was sie sich erträumen«, antwortete Parvin, inzwischen gereizt. Alles, was Wahid sagte, passte zu einem Mann, der es nicht für nötig befunden hatte, um das Leben seiner Frau zu kämpfen. »Frauen können sogar für die Präsidentschaft kandidieren. Oder ins Weltall fliegen. Einfach alles. Und wir brauchen dafür keine Erlaubnis.«

»Und obwohl das alles möglich wäre, haben Sie davon geträumt, hierherzukommen?«, fragte Wahid und erntete weiteres Gelächter.

Wahid baute Weizen und Alfalfa an; außerdem hatte er Maulbeerbäume. Nach dem Frühstück würde er wie üblich mit Dschamschid auf die Felder gehen, erst jedoch fragte er Parvin nach dem Geld, das sie ihm für Unterkunft und Verpflegung schuldete. Seine Nachfrage ärgerte sie, weil sie bedeutete, dass er ihr nicht traute, obwohl sie keine Möglichkeit hatte, ohne seine Hilfe von hier wegzukommen. Sie lief in ihr Zimmer, um das Geld zu holen. Die Kinder machten Anstalten, ihr zu folgen, aber Wahid befahl ihnen, zu bleiben, wo sie waren.

Über Cranes Stiftung hatte sie vereinbart, Wahid monatlich fünfundsiebzig Dollar zu zahlen. Inzwischen hatten er und sie sich darauf geeinigt, dass sie ihm weitere fünfundzwanzig Dollar für den Luxus eines eigenen Zimmers geben würde, beziehungsweise, dachte Parvin, für den Luxus eines so penetranten Gestanks, dass sie die ganze Nacht kaum Luft bekommen hatte. Sie kniete sich auf den Boden und fing an, einen riesigen Stapel Afghanis abzuzählen, weil sie drei Monate im Voraus zahlen wollte, um weiteren Forderungen Wahids zuvorzukommen und sich gleichzeitig an das Leben hier zu binden. Das Unbehagen, das sie beim Frühstück empfunden hatte, würde sich legen, tröstete sie sich, obwohl sie nicht wirklich daran glaubte. Im Kopf ging sie die Unterhaltung mit der Familie noch einmal durch und versuchte, dahinterzukommen, was ihr so gegen den Strich gegangen war. Darüber vergaß sie, wie weit sie beim Zählen gekommen war – sie hätte mehr große Scheine mitbringen sollen –, und musste noch einmal von vorn anfangen. Ihre Frustration wuchs, und als ein Huhn hereinspazierte, trat sie danach und schrie: »Willst du mir auch die Haare abfressen?« Peinlicherweise standen Wahid und Dschamschid nicht weit von ihrem Zimmer im Hof und warteten auf sie. Sie griff sich das Geld, marschierte zu ihnen und sagte zu Wahid: »Hier. Für drei Monate.«

Er nickte und ging in die Hocke, um nachzuzählen. Sie betete, dass sie sich nicht zu seinen Ungunsten verzählt hatte – er würde denken, dass sie ihn übers Ohr hauen wollte. »Ich hoffe, es stimmt«, sagte sie vorsichtshalber, aber er konzentrierte sich aufs Zählen und antwortete nicht.

»Der ist zu viel«, sagte er schließlich und gab ihr einen Hundert-Afghani-Schein zurück.

Immerhin war er ehrlich. Fast hätte sie gesagt, er könne den Schein behalten, wusste jedoch auch ohne bisherige Auslandserfahrung, dass sie auf keinen Fall den Eindruck erwecken durfte, Geld habe für sie keine Bedeutung.